

[3]

Unter der Königstanne.

Preisgekrönter Roman von Maria Theresia May.

Nachdenklich schaute die alte Dame wieder auf den kies-
besireuten Gartenweg.

„Wir wollen das Beste hoffen, Yella,“ sagte sie, dann stand
sie schnell auf. Während Yella einen Shawl um die
Schultern ihrer Tante legte, fuhr diese fort: „Ich bin eine
alte Frau, die oft etwas schwärzer sieht, als es unbedingt
notwendig ist.“

Das junge Mädchen entgegnete nichts mehr, und beide
Damen schickten sich an, den Wintergarten durch einen zweiten
Ausgang, der in das Innere des Schlosses führte, zu ver-
lassen. Da öffnete sich die gegenüberliegende Thür und Rolf
Siegfried stand auf der Schwelle.

„Verzeihung,“ sagte der Direktor, indem er vor den Damen
sich sehr höflich verneigte, „man sagte mir, der Herr Baron
habe mich hierher bitten lassen.“

„Mein Schwager hat uns vor geraumer Zeit verlassen,
Herr Direktor,“ entgegnete die alte Dame freundlich,
„aber — — —“

„Ich werde Befehl geben, daß man Sie in den Salon
führt,“ unterbrach die Baronesse mit absichtlich kalt-hoch-
müthigem Tone ihre Tante und streckte die Hand aus, um
die silbere Tischglocke zu berühren. Die Freifrau hielt durch
eine rasche Handbewegung ihre Rechte zurück.

„Wozu soll denn der Herr Direktor den Umweg durch den
Garten und den Hof machen?“ sagte sie liebenswürdig; „ich
bitte, uns zu begleiten, da der Weg durch den Korridor uns
an dem „großen Empfangsalon“ — sie betonte das Wort ein
wenig ironisch — vorüberführt.“

„Ich danke, gnädige Frau,“ sagte Rolf Siegfried einfach
und öffnete rasch die Thür, um die Damen vorausgehen zu
lassen.

In ostentativem Schweigen, Unmuth in jedem Zuge des
schönen Gesichtes, schritt die Baronesse an der Seite ihrer
Tante durch den hallenden Korridor, der von rechts durch hohe
Bogenfenster, die nach dem Hofe hinausgingen, sein Licht er-
hielt. Die Wände schmückten prächtige mittelalterliche Waffen-
stücke und Jagdtrophäen. Vor einer hohen Thür aus ge-
schmügtem Eichenholze an der linken Seite des Korridors blieb
die Baronesse stehen, während die Freifrau v. Balten in dem
gleichen freundlichen Tone, in dem sie vorhin gesprochen hatte,
bemerkte: „Treten Sie hier nur ein, Herr Direktor, mein
Schwager wird sicher gleich erscheinen.“ Und mit gültigem
Kopfnicken erwiderte sie den ehrerbietigen Gruß des Direktors,
während Baronesse Yella kaum das schöne Haupt bewegte.

Die Damen stiegen die Treppe am Ende des Korridors
hinauf. Rolf Siegfried aber trat erst in das bezeichnete
Gemach, nachdem weder von dem dunklen Shawl der alten
Dame, noch von dem blauen Atlasleide der Baronesse noch
ein Schimmer sichtbar war.

Der Baron v. Nothheim ging unruhig in seinem Arbeits-
zimmer auf und ab, durch dessen offene Thür er seinen
Empfangsalon überblicken konnte. Als jetzt der Direktor ein-
trat, eilte er ihm entgegen und reichte ihm mit einer gewissen
Freimüthigkeit die Hand.

„Sie müssen mir schon verzeihen, lieber Siegfried, daß ich
Sie vorhin so sans fazon empfangen habe, wie hätte ich auch
denken können, daß an Stelle des angezündigten Herrn Bau-
geschäftsleiters Gebhard mein einstiger —“ der Baron hielt
etwas zögernd inne.

„Ihr einstiger Jägerbursche zu Ihnen kommen würde,“
vollendete der Direktor mit leicht ironischem Lächeln.

„Nun ja, es überrascht mich, das ist wohl natürlich, obgleich
man an seltsame Spiele des Zufalls gewöhnt sein sollte, wenn
man, wie ich heute, seinen sechsundfünfzigsten Geburtstag
feiert. — Doch haben Sie die Güte, jetzt in mein Zimmer
zu kommen; wir wollen gemüthlich über unsere Geschäfte
plaudern.“

Artig bot der Baron seinem Gaste einen Sitz an und er-
suchte den Direktor, sich aus dem Cigarrenkästchen zu bedienen,
welches auf dem Tische stand. „Ich beziehe meine Cigarren
stets direkt,“ sagte Nothheim, während er das Feuerzeug zur
Hand nahm, „Sie dürfen also überzeugt sein, daß diese Manilas
unverfälscht sind.“

Gemüthlich ließ sich Baron Nothheim dann seinem Gaste
gegenüber nieder und war sehr verwundert, als dieser erklärte,
kein Raucher zu sein.

„O, das ist schade, diese Cigarren sind ein wahrer Genuß,“
sagte der Baron bedauernd.

„Es kommt nur darauf an, was wir für Genuß halten,
Herr Baron,“ sagte Rolf Siegfried, während er ein Notizbuch
und eine sehr umfangliche Brieftasche auf den Tisch legte.

„Im, das ist wahr,“ bemerkte der Hausherr überrascht,
„aber Sie mahnen mich, daß wir zu unseren Geschäften über-
gehen müssen; bitte, sprechen Sie.“

Der Direktor schlug sein Notizbuch auf und sein Auge ruhte
mit ernstem Sinnen auf den dicht beschriebenen Blättern.

„Herr Baron,“ begann der Direktor, „gestatten Sie, daß
ich Ihnen zunächst eine Anweisung auf die von Ihnen ge-
wünschte Vorauszahlung im Betrage von 7000 Gulden über-
gebe. Unser Kassier wird, sobald es Ihnen gefällig ist, die
Ehre haben, Ihnen die genannte Summe auszubahlen.“

Damit nahm der Direktor ein Blatt aus seinem Notizbuch
und reichte es dem Baron.

Mit höchster Verwunderung hatte dieser zugehört. „Das
muß ein Irrthum sein, Herr Direktor,“ sagte er, „ich habe
keinerlei Vorauszahlung gewünscht.“

Nicht die leiseste Veränderung zeigte sich in dem Gesichte des
Direktors. „Ich bitte, hier ist Ihr diesbezüglicher Brief,“
sagte er höflich und legte vor den Baron ein offenes
Schreiben hin.

„Der Brief trägt das Datum —“ der Direktor unterbrach
sich und horchte auf, es war ihm, als wäre im Nebenzimmer
eine Thür vorsichtig geöffnet und wieder geschlossen worden.

„Es ist nichts,“ sagte der Baron ungeduldig, ohne von dem
Briefe aufzuheben, den er zu lesen begonnen hatte, „die Thür
zum Salon ist ja offen, und hier nebenan“ — er deutete auf
den mit einer dunkelrothen Blüthportiere verhangenen Ein-
gang in das Nebengemach — „befindet sich mein Schlafzimmer,
in dem jetzt niemand etwas zu thun hat.“

Der Direktor wartete noch eine Sekunde, aber da nebenan
alles still blieb, glaubte er sich getäuscht zu haben und fuhr
fort: „Der Brief trägt das Datum des 18. November 187.,
Sie erkennen das Schreiben doch wieder?“

„Nein, Herr Direktor,“ sagte der Baron mit zusamen-
gezogenen Brauen, von diesem Brief weiß weder ich etwas,
noch mein Gutsverwalter, Herr v. Salberg, — schade, daß er
im Moment nicht da ist. — Dieser Brief erklärt mir der
Bedingung der sofortigen Vorauszahlung von 7000 Gulden
Ihrem Hause noch fünf Prozent des äußerst mäßigen Kauf-
preises meines schlagbaren Holzes. Ich werde mir selbst doch
nicht einen solchen Schaden zufügen!“

Der Direktor sah mit dem Ausdruck des Bedauerns den
Sprecher an. Langsam schlug er das zweite Blatt des Briefes
um. „Ist das Ihre Unterschrift?“ fragte er.

Der Baron blickte aufmerksam die Schriftzüge an und sagte
dann zögernd: „Es ist meine Unterschrift, aber — —“

„Und doch erklären Sie, von dem Briefe keine Kenntniß
gehabt zu haben?“

„Herr Direktor!“ fuhr der Baron auf.

„Warum erregen Sie sich, Herr Baron? — Ich zweifle
ja nicht an der Wahrheit Ihres Wortes,“ sagte Rolf Siegfried
gelassen. „Ich ahne wohl, daß dieser Ihre Interessen
schädigende Brief ohne Ihr Wissen geschrieben worden sei.
Wenn sich die Sache so verhält, wie ich vermute, so habe ich

Vollmacht, den Brief für nicht geschrieben zu betrachten. Doch jetzt erst von etwas anderem."

"Sprechen Sie," sagte der Schloßherr verwirrt. Er konnte sich in dem Menschen, der da so selbstbewußt vor ihm saß, nicht zurechtfinden. Bis jetzt war der adelige Großgrundbesitzer nur gewöhnt gewesen, daß man ihm, dem vornehmen Herrn, in bescheidenster Weise zuhörte; daß Siegfried mit der ruhigen Entschiedenheit des geistig Ueberlegenen von ihm, dem Herrn von Rothheim und Fernow, Gehör forderte, das verblüffte ihn fast.

"Hier, Herr Baron," fuhr Rolf Siegfried fort, indem er ein anderes Papier entfaltete, „ist die Vollmacht meines Hauses für mich, den Kauf von 3000 Stämmen 80- bis 120-jährigen Tannen- und Fichtenholzes abzuschließen, den Schlag und die Beförderung zu leiten. Ich bitte von dieser Vollmacht Kenntniß zu nehmen."

Der Baron warf einen schlüchtigen Blick auf das Papier und schob es dem Direktor mit einem kurzen Nicken wieder hin.

"Die Vollmacht ist unumschränkt," bemerkte er.

"So ist's, Herr Baron, doch habe ich hier noch eine zweite notariell beglaubigte Vollmacht des Bankhauses Schröder in der Landeshauptstadt."

Baron Rothheim horchte auf. „Was soll damit?" sagte er unruhig.

Der Chef des Bankhauses, Theodor Schröder, ist der Stiefbruder meines Chefs, des alten Herrn Otto Sondorf. Herr Schröder war vor kurzem in Geschäften zu seinem Stiefbruder gekommen und eben in unserm Kontor anwesend, als dieser Brief, den Wunsch einer Vorausbezahlung enthaltend, ankam. Herr Sondorf zeigte seinem Stiefbruder das Schreiben und erwähnte, daß wir im Begriffe ständen, einen größeren Holzkauf mit Ihnen, Herr Baron, abzuschließen. Herr Theodor Schröder war von dem Briefe aufs höchste befremdet. Er bemerkte, daß dieses Anerbieten — verzeihen Sie, Herr Baron — einen bedenklichen Stand der Vermögensverhältnisse vermuthen lasse, was für ihn von größtem Interesse sei, da er Hypotheken in Höhe von 175,000 Gulden auf den Gütern Fernow und Ober-Rothheim habe.

„Und wenn es das Doppelte wäre," unterbrach der Baron unmutig den Direktor und schleuderte seine ausgebrannte Cigarre bis in die Mitte des Zimmers, „so wäre ihm das Geld auf meinen Gütern sicher. Uebrigens finde ich es von Herrn Schröder sehr eigenthümlich, vor Fremden die Angelegenheiten anderer zu besprechen. Wenn man mit einem anständigen Hause verkehrt, rechnet man auf Diskretion."

„Herr Sondorf ist seinem Bruder kein Fremder," entgegnete der Direktor ruhig, „und ich, als der technische Hauptleiter des Sondorfschen Geschäfts, bin meist in die Verhältnisse der Verkäufer völlig eingeweiht, soweit sie uns angehen. Uebrigens wissen wir Geschäftsgeheimnisse in jedem Falle zu wahren. Gesiatten Sie daher, daß ich fortfahre. Für Herrn Schröder war der Umstand, daß die Interessen der letzten zwei Quartale für die 175,000 Gulden jedesmal nur zur Hälfte gezahlt worden waren, ein Grund mehr zur Besorgniß."

„Aber träume ich denn!" rief der Baron aufspringend, „Sie erzählen mir ja Märchen, Herr. Die Interessen werden stets pünktlich bei Heller und Pfennig entrichtet. Ich werde Ihnen das Hauptbuch zeigen, in dem der Posten sicher richtig gebucht ist."

„Schwerlich haben Sie, Herr Baron, diese Posten selbst gebucht. Es ist vorläufig auch nicht nöthig, daß wir die Bücher ansehen, bevor ich zu Ende bin," wandte Rolf Siegfried ein; aber Baron Rothheim hatte bereits geläutet. Im Augenblicke darauf erschien ein Diener, und diesen beauftragte der Baron, sich in der Kanzlei vom Sekretär das Hauptbuch geben zu lassen.

„Was haben Sie noch weiter zu sagen?" fragte der Baron beinahe rauh, als der Diener gegangen war.

„Herr Theodor Schröder hat mir den Auftrag erteilt, Sie zu ersuchen, ihm gefälligst baldmöglichst mitzutheilen, wann und unter welchen Modalitäten Sie die dem Bankhause Schröder pfandweise für die rückständigen Zinsen übermittelten Staatsschuldverschreibungen im Betrage von 7000 Gulden auszulösen gedenken?"

„Was für Staatsschuldverschreibungen?" fragte der Baron sich mühsam beherrschend, da der Diener eben mit dem gewünschten Buche zurückkam.

„Welche Schuldverschreibungen?" wiederholte Siegfried, als

der Diener sich wieder entfernt hatte. „In den letzten zwei Zinsquartalen sind dem Bankhause anstatt der vollen Interessensumme in Vaarem jedesmal von Ihrem Gutswalter, dem Herrn Baron Salberg, in Ihrem Namen solche Staatspapiere pfandweise als vorläufige Deckung der Interessenschuld eingeliefert worden. Der Rest war jedesmal in Valuta beigekommen. Die Papiere tragen die Nummern 26,501 und 26,508."

Der Baron strich wiederholt mit der Hand über die Augen, als triübe etwas ihren hellen Blick.

„Die Zinsen sind stets in Vaarem gezahlt worden," sagte er endlich fest, „was man mit diesen Papieren von mir will, begreife ich nicht. Meine Tochter besitzt allerdings zwanzig Stück solcher Papiere, die sich aber in meiner Verwahrung befinden. Dort in der Wertheintasse liegen sie. Zu dieser habe nur ich den Schlüssel!"

„Wollen Sie sich vielleicht einmal überzeugen, Herr Baron, ob diese Papiere noch vollständig vorhanden sind?" sagte Rolf Siegfried und legte seine Hand auf das Hauptbuch, das auf dem Tische lag.

„Nein, Herr Direktor, das werde ich nicht," sagte der Baron und richtete sich stolz auf. „Das wäre ein Akt des größten Mißtrauens gegen meinen Gutswalter, den Herrn Baron Salberg; es wäre ein durchaus unlohales Vorgehen, welches sich mit den Begriffen von adeliger Ehre nicht verträgt; noblesse oblige, Herr Direktor. Baron Salberg ist der Verlobte meiner einzigen Tochter, das mag Ihnen Beweis sein, wie sehr ich diesen Mann schätze. Daher gestatten Sie wohl, daß wir diese Unterredung abbrechen, deren Zweck ich nicht einzusehen vermag. Alle weiteren geschäftlichen Auskünfte wird Ihnen Herr v. Salberg geben, der wohl in spätestens zwei Stunden zurück sein wird."

Der Baron hatte, während er sprach, es konsequent vermieden, den Direktor anzusehen, der so fest und unbeirrt seinen Blick auf ihn gerichtet hielt. Der Schloßherr fühlte sehr gut, daß vor diesem klaren Blick seine stolze Sicherheit nicht standgehalten hätte. Jetzt neigte er leicht sein Haupt zum Zeichen, daß Siegfried entlassen sei, und schaute dann wie verwundert auf, weshalb dieser nicht gehe.

Der Direktor war aufgestanden, die Stirn, welche sich so drohend gesenkt hatte, als der Baron von illoyalem Vorgehen sprach, war wieder erust und glatt wie zuvor. „Ich bedauere sehr, Herr Baron," sagte er mit klarer, fester Stimme, „daß ich Ihrem Winte, mich zu entfernen, nicht Folge leisten darf. Meine Pflicht verbietet es mir. Ich werde den Auftrag, den ich von Herrn Theodor Schröder erhalten, ausführen, außer Sie machen es mir unmöglich, was Sie aber nicht thun werden. Herr Theodor Schröder hat mich beauftragt, mir einen möglichst genauen Einblick in Ihren Vermögensstand zu verschaffen, und im Falle mir dieser Einblick verwehrt ist, würde das Bankhaus sich zu seinem Bedauern genöthigt sehen, Ihnen sämtliche Hypotheken zu kündigen."

Das klang so ruhig, so gar nicht im Tone der Drohung; aber es lag eine Sicherheit in dieser Voraussetzung, die fürchten ließ, Wort und That würden eins sein.

Der Baron schrat zusammen. „Sie können jeden Augenblick den gewünschten Einblick gewinnen, falls das dem Herrn Schröder so nöthig scheint, ich habe nichts dagegen," sagte er finster. „Salberg wird Sie —"

„Nichts von Herrn Baron Salberg," unterbrach aber der Direktor entschieden. „Mit ihm will und werde ich niemals etwas zu thun haben. Nur Sie, Herr Baron, möchte ich vor jedem Nachtheil bewahren, und ich hoffe, daß es in meiner Macht steht. Sie werden auch, ich weiß es, um Ihres adeligen Namens und um Ihrer Tochter willen meine Hilfe nicht zurückweisen, denn — wir sind nun einmal so weit, daß höfliche Zurückhaltung — ein Versteckenspielen wäre. — Es steht schlimm um Sie, Herr Baron. Ich bedauere, dies sagen zu müssen. Soll es aber besser werden — und dies ist durchaus nicht unmöglich — so ist eine erste Bedingung, daß, so lange ich hier bin, Baron Salberg das Schloß nicht betritt."

„Weshalb?" rief der Baron heftig.

„Weshalb, Herr Baron! Ich verkehre nicht mit einem Betrüger und Urkundenfälscher!"

Ein unartikulirter Ausruf rang sich von den Lippen des Barons. „Herr, das müssen Sie beweisen," schrie er mit zorngeröthetem Gesichte, „einen Abwesenden zu beschimpfen, ist schmähtlich." (Fortf. folgt.)

Strenge Winter.

Ein überaus strenges Regiment führt der gegenwärtige Winter im Vergleich zu den früheren, deren die jetzt lebende Generation sich entsinnen kann. Das alte Wahrspruch, „daß gestrenge Herren nicht lange regieren“, welches von prophetischen Chronisten mit Vorliebe auf die Regentenschaft unserer „Winter“ angewandt wird, ist von dem dießjährigen gründlich ad absurdum geführt worden. Denn eine solch' anhaltend intensive Kälte, wie sie dieser Winter mit sich führt, gehört, soweit die letzten Decennien in Betracht kommen, zu dem noch nicht Dagewesenen.

Und doch erzählt uns die Geschichte aus früheren Jahrhunderten von noch ganz anderen, viel größeren Kälteverhältnissen.

Das „Schwarze Meer“, von dem erst kürzlich berichtet wurde, daß auf ihm sich entlegliche Schiffskatastrophen infolge Einfrierens abspielten, war im Winter des Jahres 401 vollständig mit einer starken Eisschicht bedeckt.

Als Karl der Große im Jahre 800 gegen Rom zog, da herrschte um die Weihnachtszeit in Italien, so heißt es in einer alten Chronik, eine große Kälte.

Im Jahre 822 waren Rhein, Elbe, Donau, Weichsel und Oder so stark zugefroren, daß auf ihnen wochenlang ein starker Latenverkehr stattfand konnte.

Im Jahre 859 war das Adriatische Meer zugefroren und die Schifffahrt darauf lange Zeit unmöglich. Venedig steckte vollständig im Eise.

Im Jahre 991 erfroren die Wintersaaten weit und breit, sodaß Mitternachten folgten und schließlich der Hungertyphus allenthalben ausbrach.

Von geradezu phänomenaler Kälte wird aus dem Winter des Jahres 1067 berichtet. Tausende erfroren Menschen und Thiere soll man allein in Deutschland damals gefunden haben.

1179 lag in der gemäßigten Zone bis tief in den April hinein 8 Fuß hoher Schnee.

1269 fuhr man mit Schlitten über das Kattegat zwischen Jütland und Norwegen.

Der Winter des Jahres 1267 war dagegen ein ungewöhnlich milder. In Süddeutschland blühten um die Weihnachtszeit die Bäume.

1409 waren Elbe und Donau zugefroren.

1441 herrschte namentlich in Deutschland eine Nordpolfälte. Schon zu Beginn des Octobers fing es zu schneien an und vier Wochen ununterbrochen hieß das Schneegestöber an. Auf den Schnee folgten dann große Ueberschwemmungen.

Ein ganz merkwürdiger Winter war derjenige vom Jahre 1478 zu 1479, wo es fast täglich — und zum Theil sehr starke — Gewitter gab.

Sehr schneereich war der Winter 1557—58; volle sechs Monate bedeckte eine starke Schneeschicht die Erde. Kein Wunder, daß eine Theuerung diesem langen Winter folgte.

Im Winter des Jahres 1609 war es so kalt, daß man am französischen Hofe gefrorenes Brot essen mußte.

1683 war das Eis der Themse über einen Fuß dick und der Verkehr auf dem Flusse zeigte ein ähnliches Bild, wie man es in Petersburg auf der Nema wiederfindet.

1699 wird die Kälte als eine noch nie dagewesene bezeichnet. Das vorige Jahrhundert hatte den absolut strengsten Winter im Jahre 1708 zu 1709 zu verzeichnen. Derselbe war in der

That von einer unerhörten Strenge. Nach den Aufzeichnungen der „Preussischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin“ begann er schon am 2. October, und zwar gleich mit einer wüthen Ueberschwemmung, daß alle alten Obstbäume und Weinstöcke Berlins und in der Mark eingingen. „Die Bewohner Pommerns“ — so heißt es in der Schrift — „hätten die Kälte kaum so empfunden wie wir.“ Das Thermometer fiel am 8. Januar auf 90 Grad Fahrenheit, was gleichbedeutend sein würde mit 55 Grad R.

Auf die große Sturmfluth im Jahre 1717 folgte 1718 ein sehr strenger Winter. Die See war meilenweit mit starkem Eis bedeckt.

Im Winter 1729 waren Ende März noch die Straßen-(Biese-) Brunnen Berlins eingefroren, während der Eisgang auf der Spree und Müggel erst im April begann.

Die Kälte des Winters von 1740 kam derjenigen des Winters von 1708 sehr nahe. Auch sie forderte an Menschen und Thieren sehr viele Opfer. Der 10. Januar war ein so kalter Tag, daß die Vögel erfroren zur Erde fielen. Wein und Del froz in den Fässern.

Auch die Januar-Kälte des Jahres 1750 war eine ungewöhnlich große.

Dagegen zeichneten die Winter des siebenjährigen Krieges sich durch ungewöhnliche Milde aus; im Winter 1759 blühten sogar, wie berichtet wird, die Alpenrosen — so warm war es.

Den nächsten sehr kalten und langen Winter brachte das Jahr 1779. Ohne Unterbrechung währte die strengste Kälte von Weihnachten bis Ostern. Ein sächsischer Chronist schreibt darüber: „Es war so kalt, daß die Vögel mit uns seufzten und wir kaum das fröhliche Alleluja anzutimmen imstande waren.“

Um die Weihnachtszeit 1783 glaubte man sich in die Osterzeit, verließ, solch' mildes, sonniges Frühlingswetter war eingetreten.

1789, das Jahr der großen französischen Revolution, machte sich auch in meteorologischer Beziehung ganz besonders bemerkbar. Auf die heißen politischen Sommertage folgte ein eisiger-anhaltender Winter.

Unter nun zur Küste gehendes Jahrhundert war bisher auch nicht arm an ungewöhnlich kalten Tagen.

Gleich das erste Jahrzehnt setzte mit den beiden mörderisch kalten Wintern der Jahre 1809 und 1810 ein.

Dann folgte der Winter des Jahres 1812, der besonders Napoleon I. recht kalt vorkam.

Die Kälte von 1814 war für England eine besonders nachtheilige. Die zugefrorene Themse war zur Fahrstraße geworden und der englische Kanal durch Eisberge für lange Zeit unpassierbar geworden. Helgoland war durch Eis wochenlang vom Verkehr mit dem Continent abgeschnitten.

Einen Kälte-Charakter trug der Winter von 1829. „Der Weinstock belaubte sich und Knaben badeten in den Flüssen.“ So meldet nämlich eine zuverlässige wiener Chronik.

Ungemein respectable Winter mit nahezu 20 Kältegraden, deren sich gewiß mancher unserer Leser noch zu erinnern wissen wird, brachten die Jahre 1840, 1855, 1859, 1871 und 1879, aber sie alle dürften, wie es scheint, hinter dem gegenwärtig das Scepter schwingenden in Bezug auf intensive Kälte und Schneereichthum zurückbleiben.

Sans Löwe.

Bunte Zeitung.

* **Die blinde Braut.** In der Pfarrkirche der wiener Vorstadt Hernals hat am Sonnabend eine interessante Trauung stattgefunden. Eine einst vielgefeierte Schönheit, die Heldin einer wiener Sensationsgeschichte, schritt zum Traualtare. Aber aus der einstigen Schönheit war ein arg entstelltes Mädchen geworden, das des Augenlichtes beraubt ist — und zu dem Altar geführt werden mußte, um das Jawort auszusprechen. Aus dem Leben der blinden Braut erzählt das „N. W. Z.“: Neun Jahre sind vorüber. Man schrieb den 11. November 1881. Zu jener Zeit nannte man die Weiß-Voldi in der Reihe der wiener Lieblinge. Sie war eine Sängerin, ihr Aeußeres war blendend, ein wunderhübsches blaues Auge schaute mit kindlich-freundlichem Blick aus dem frischen, rosen Gesicht und ihre Stimme war rein, hoch und glodenhell. Sie war damals beim Hornik im Café-Chantant an der kleinen Linie engagirt und gehörte zu den meistbewunderten Mitgliedern des Ensembles. Eine reiche Zahl von Verehrern umschwärzte sie. Die Weiß-Voldi war aber auch ein braves Mädchen und all' die Schmeicheleien, die man ihr lauter oder leiser sagte, verjagen bei ihr nicht, sie mußte wohl, daß sie sich auch aus dem Kreise dieser Lebemänner den Satten nicht holen werde, und war überglücklich, als der Lebergalanterie-Arbeiter Julius Dvoraczek, ein hübscher junger Mann und braver Arbeiter, sich ihr näherte und ihr die Liebe gestand. Leider zeigte es sich bald, daß die Voldi sich in Julius getäuscht habe, denn Dvoraczek vernachlässigte seine Arbeit, kam immer mehr herab, lebte endlich von den Unterstützungen der Voldi, die

nunmehr über dem Andrängen des Waters das Verhältniß löste. Am 11. Nov. 1881 erwartete sie der verarmte Geliebte, geleitete sie in die Kaiserstraße in die Wohnung einer Verwandten, und dort übergoß er die Arme mit Schwefelsäure, während er selbst Quantität nahm und sich tödtete. Der Roman der Chansonetten-Sängerin machte seinerzeit in Wien nicht geringes Aufsehen. Als die Voldi das Spital verließ, erkannte sie keinen mehr. Das eine Auge war verloren, die Sehraft des andern arg geschwächt, ihr Gesicht eine einzige große Narbe. Mitleidige Menschen nahmen sich ihrer an, in erster Linie Herr Wilhelm Ender, der das arme Mädchen tief bedauerte, um so tiefer, als er schon früher innige Neigung zu der Sängerin gefaßt hatte. Man verschaffte ihr eine Maske, die ihr zeretztes Gesicht bedeckte, und mit einem großen grünen Schirm über den Augen, so sah man die Weiß-Voldi jetzt noch hie und da beim Heurigen, denn nichts war ihr geblieben, als ihre schöne Stimme. Einmal im Jahre veranstalteten Kollegen und Kolleginnen für die Unglückliche Benefiz-Soirées, deren letzte erst im vergangenen Monat in Neulerchenfeld stattfand. Wilhelm Ender hielt treu zur Voldi. Da traf sie ein neuer Schlag. Was die Aerzte vorausgesehen hatten, kam. Auch das zweite Auge verlor die Sehraft, die Voldi war vollständig blind. Wilhelm Ender wollte zeigen, daß er von der nicht lasse, die er in guten Zeiten getannt und geliebt, und führte die blinde Voldi heim, deren Gesicht auch bei der Trauung mit einer Maske und einem Schleier bedeckt war.

* **Die Heilsarmee.** Die nervöse Phantastik, den betäubenden Zauber verzüchter Anbachtübungen, durch welche die Heilsarmee neue Gläubige an sich reißt, schildert ein französisches Blatt

folgendermaßen: Ist die Aufregung auf den höchsten Punkt gediehen, das Metall zur Nothguth erhitzt, so wird die Versammlung der Bügenden angekündigt. Der Generalstab ladet die angstvollen Seelen ein, zu bleiben; die anderen mögen gehen. Warum nicht gar! Gehen? Das Wertwürdigste bleibt ja noch zu sehen! Niemand geht. Man schraubt das Gas herab. Gefänge folgen auf Gefänge, Anrufungen auf Anrufungen. Tränen beginnen im Saale zu fließen. Auf der Plattform werden die Arme erhoben. „Kommt! Kommt!“ schreit der Kommandant oder die Kommandantin. „Kommt! Rettet euch!“ Niemand kommt. „Ihr wollt also nicht gerettet werden?“ — Schluchzen. — „Heute nacht ist vielleicht der Welt Ende! Was wird aus euch werden?“ — Verärrtes Schluchzen. — Wenn ihr heute abend das Helt zurückstößt, seid ihr vielleicht für immer verloren!“ — Seufzer und Schluchzen. — Die „Krisis der Agonie“ (so ist der Zustand in den Sätzen der Armee bezeichnet) beginnt. Der Oberst hat unaufhörlich von Bank zu Bank, von Person zu Person die Zuhörer gemustert; er hält sie alle, wie jeden Einzelnen genau im Auge; er läßt jetzt die magnetische Kraft seines starren Blickes auf diesen oder jene wirken. Und dieser oder jene fühlt, daß dieses befehlshaberische, unterdrückende, inquisitorische Auge auf sie gerichtet ist. Die Anforderungen verdoppeln sich, sie richten sich an diese oder jene und werfen sie zu Boden. „Kommt! Tretet vor! Muth! Christen, betrachtet sie nicht — ihr schüchtern sie ein! Auf die Armesünderbank! Auf die Kniee! Auf die Kniee!“ — Einige kommen heran; taumelnd, entnervt, trunken werfen sie sich nieder. Offiziere und Offizierinnen steigen von der Bühne herab, beugen sich über die Unglücklichen, die außer sich sind, und beschwören sie, sich Jesus zu übergeben. „Rettet euch! Erget euch! Sprecht dieses Gebet nach! Steigt auf die Bühne! Knieet auf der Bühne nieder! Sie steigen hinauf und erklären, daß sie gerettet seien. Die Befehreung ist vollbracht.

* **Glücklich verheirathet.** „Was macht denn eigentlich die Braut Ihres Herrn Bruders?“ — „O danke, die haben wir jetzt glücklich verheirathet!“ — „I was Sie sagen! Glücklich verheirathet!“ — „Ja, weil sie 'n anderer genommen hat!“

* **Zu dünn!** Er (am Morgen nach der Hochzeit, erröthend): „Aber Frauen!“ Sie: „Was denn?“ Er: „Du kochst ja schon — Familientaffeel!“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— In Gartenstein hat sich ein Ausschuß zur Errichtung eines Paul Fleming-Denkmales gebildet. Der vor 250 Jahren zu Hamburg verstorbene fromme Arzt und Liederdichter Paul Fleming ist am 5. Oktober 1609 in unserer Stadt geboren worden. Paul Fleming gilt mit Recht als einer der hervorragendsten Dichter seiner Zeit, der namentlich den christlichen Volkston vortrefflich anzuschlagen verstand. Dennoch ist er heute fast unbekannt. Nur als der Verfasser zweier herrlicher Lieder in unserem Landesgesangbuche lebt er auch noch heute unter uns fort. Sein „In allen meinen Thaten“ gehört zu den schönsten Trostliedern, die der reiche Schatz des evangelischen Kirchenliedes uns bietet, und war als solches auch das Lieblingslied des großen Duhers Friedrich III. Sein inniges „Ein getreues Herze wissen“ wird, seit es im Landesgesangbuche Aufnahme gefunden hat, häufig bei Trauungen gesungen. Manche Dichter von geringerer Bedeutung haben ein Denkmal in deutschen Landen gefunden. Paul Fleming entbehrt noch immer eines solchen. Die alte Schuld zu tilgen, hat sich jetzt seine Vaterstadt entschlossen.

— Der Verleger Sonzogno in Mailand hat dem Komponisten der auch bereits in Hamburg und Pest mit großem Erfolg aufgeführten Oper „Bauerliche Ritterlichkeit“ (Cavalleria rusticana), Mascagni, für das ausschließliche Eigenthumsrecht dieser Oper 150,000 Lire geboten. — Tommaso Salvini, der berühmteste Tragöde Italiens, wird in kurzem zum ersten mal in seinem Leben einen Versuch mit der Darstellung des Jago machen. Das Publikum von Florenz wird den Künstler zuerst in dieser Rolle sehen.

— Die berühmte Altistin Trebelli, welche durch Krankheit lange an der Ausübung ihres Berufes verhindert war, unternimmt demnächst, nachdem sie völlig wieder hergestellt ist, eine siebenwöchentliche Konzerttournee in den englischen Provinzen mit einer Künstlergesellschaft, welcher auch der bekannte berliner Pianist Emil Bach angehört.

— Kleine Theater-Nachrichten. Hr. Theodor Brandt, der vortreffliche Darsteller jugendlicher Bondivants, Liebhaber und Helben am Residenz-Theater in Berlin, dessen Ensemble er seit 7 Jahren zur Bieder gereicht, wurde für das berliner Lessing-Theater verpflichtet. — „Die ehrbaren Mädchen“, des Italieners Prage Schauspiel „le virginie“, kommt in der Bearbeitung des Ehepaars Sommerstorff-Gesner

als nächste Neuheit im Deutschen Theater zur Aufführung. — Die reizende Oper Heinrich Hofmann's (Berlin), „Mensch von Tharau“ ist nun auch in Chemnitz erstmalig in Scene gegangen und hat bei Publikum und Kritik eine gleich günstige Beurtheilung erfahren.

Ein neues einaktiges Drama von Jose Echeagaray, das dieser Tage unter dem Titel „El prologo de un drama“ (also Vorrede zu einem Schauspiel) in Valladolid aus der Taufe gehoben worden ist, hat nach spanischen Berichten dem Verfasser ein unbestrittenes Lorbeerblatt eingebracht. Es handelt sich in dem kleinen, aber hochdramatischen Stück, das zur Zeit Philipp II. spielt, um einen jungen Mann, der in Gefahr geräth, seinen (mit allen Lasten behafteten) Vater zu tödten, bis er von seiner Mutter, die vor Jahr und Tag von ihrem liebesüchtigen Gatten verlassen worden ist, erfährt, daß besagter Missethäter nicht sein Vater ist. Der junge Mann tödtet nun wirklich im Jähzorn den gewesenen Gatten seiner Mutter und wird ins Gefängniß geführt. Das ist der alle Nerven aufregende Anknüpfung an ein Drama, welches der Dichter erst im nächsten Winter veröffentlicht will. — Die französische Regierung hat die Aufführung des Theaterstückes „Fille Elisa“ von Goncourt untersagt. Die Schauspielertruppe des „Théâtre Libre“ sollte das Stück vom Mittwoch ab aufführen.

— Man liest im pariser „Gaulois“: „Die Aufführung von „Lohengrin“ in der Provinz und in Paris wird nicht nur nützlich sein, sie ist geradezu nothwendig. Das Publikum, das an den alten Formeln übergenug hat, verlangt schließlich nach neuem. Zeigen wir ihm also, was die Musiker aller Länder ohne Ausnahme als ein wunderbares Werk anerkennen, damit es daran lernen kann. Lassen wir es sehen, was aus Deutschland kommt; es wird die Lehren erkennen, die wir daraus zu ziehen haben. Wenigstens wird es die genaue Kenntniß erhalten von dem, was geleistet wird und wovon es nichts weiß. Seien wir mit einem Wort gute Soldaten in Kriege und erfreuen wir uns lieblich an den Herrlichkeiten der Kunst in Zeiten der Ruhe. Machen wir doch endlich einmal zu unserem Besten mit dieser Wagner-Frage ein Ende. Diesen Rath ertheilt uns der wahrhafte Patriotismus. Handelten wir anders, so könnten wir uns nur selbst schädigen.“

* Im Verlage von Liebheit & Thiesen in Berlin erschien soeben: J. Wochmann, Gesetz-Sammlung für den Gast- und Schankwirthschaftsbetrieb und den Kleinhandel mit Branntwein und Spiritus im Deutschen Reich. Mit Register 900 Seiten umfassend. Preis gebd. M. 6.50. Das gesammte umfangreiche Material ist einer durchgreifenden Bearbeitung unterzogen, so daß nicht allein jeder Gastwirth sich aus diesem Buche über irgend welche Gewerbebetrieb betreffende Frage Rathes erholen kann, sondern auch der Jurist, der sich mit den hier in Betracht kommenden gesetzlichen Bestimmungen zu beschäftigen Veranlassung hat und die Ortspolizei- und städtischen Behörden, welche über die Beobachtung derselben zu wachen haben.

* Bibliothek für Arbeiterrecht. Herausgegeben von Dr. Mengen, Landrichter. Band IV: Rechtsbeistand für die Arbeiterversicherung. Formulare nebst Anleitung zur Selbstanfertigung aller in Invaliden- und Alters-, Unfall- oder Krankenversicherungssachen vorkommenden Eingaben, Anmeldungen, Berufungs- und Revisionschriften, Reklame, Einsprüche, Beschwerden und dergl. Herausgegeben von C. Wasserroth, Kanzleirath im Reichs-Zustizamt. Berlin, 1891. J. S. Heine's Verlag. Preis broch. 1 M., geb. 1.25 M.

* Städtebilder und Landschaften aus aller Welt. Illustrierte Zeitschriftenausgabe in Monatsheften. Redigirt von Ernst Hauswetter. Zürich, Leipzig und Wien 1891. Julius Laeurentz, Verlag der „Städtebilder.“ Dieses neue Unternehmen macht es sich zur Aufgabe, durch feststehende Schilderungen sowie künstlerisch angeführte Abbildungen die Lebens- und beachtenswerthen Städte und Landschaften aus aller Welt, mit besonderer Berücksichtigung der Wälder, Kurorte, Sommerfrischen und Ausstellungsplätze vorzuführen. Eine allgemeine Rundschau gewährt ferner einen Ueberblick über alles Wissenswerthe aus dem geistigen und öffentlichen Leben unserer Zeit.

* Moellers Kursbuch, dessen erstes Heft für 1891 bei Schmorl & v. Seefeld Nachf. in Hannover soeben erschienen ist, beginnt damit seinen 39. Jahrgang. Dasselbe enthält die neuesten Veränderungen der Fahrpläne und die bekannte Fülle praktischer Notizen, welche es weit über den Fahrplanhelfer hinaus zu einem beliebten Nachschlagebuch gestalten. Auch das erste Heft des Portemonnaie-Fahrplanbuches für 1891 ist im gleichen Verlage in der altbewährten Ausstattung erschienen. Der billige Preis, sowie die Reichhaltigkeit und Deutlichkeit des Druckes machen das kleine Büchlein zu einem der beliebtesten Kursbücher.